Dirigent Adam Fischer über das ungarische Musiktheater und über den Ärger mit den Komponisten-Erben

„Ich bin viele Irrwege gegangen“

Von Stephan Burianek

■ Fischer über die Zukunft der Budapester Staatsoper.
■ Er möchte die Avantgarde fördern.

„Wiener Zeitung“: *Sie sind seit zwei Jahren musikalischer Leiter der Budapester Staatsoper . . .*

Adam Fischer: Das stimmt, und das stimmt auch nicht. Die ungarische Logik ist eine andere als die westliche. Ich habe den Vertrag vor zwei Jahren unterschrieben, und offiziell habe ich im September 2009 angefangen. Mit voller Kraft übernehme ich ab 2010.

Kürzlich hatte an der Budapester Staatsoper Bartóks „Herzog Blaubarts Burg“, zweimal hintereinander gespielt, Premiere. Wie kam es zu dieser Umsetzung?

Die Idee dazu habe ich vor 30 Jahren gemeinsam mit Herbert Wernicke in Hamburg geboren und seitdem in mir herumgetragen. Das Stück ist so vielseitig, und es gibt so viele Aspekte, dass man als Regisseur die Möglichkeiten haben sollte, sich nicht nur für eine Sichtweise entscheiden zu müssen. Erst wollten wir die Geschichte einmal aus der Sicht des Herzogs, einmal aus der von Judith machen, doch das stellte sich als platt heraus. Denn die Linie verläuft nicht zwischen ihr und ihm, sondern in der Seele. Mit einer doppelten Aufführung können wir dazu beitragen, dass sogar noch mehr Fragen offen bleiben.

Warum hat es 30 Jahre gedauert, bis Sie diese Idee verwirklichen konnten? Standen rechtliche Gründe im Weg? Die Bartók-Erben gelten manchmal als schwierig.

Gegen das Inszenierungskonzept hatte der für Ungarn zuständige Erbe zwar nichts, aber ich erhielt einen Brief, in dem stand, dass ich mich peinlich genau an das Tempo und an die Dynamikzeichen halten möge. Denn ich hatte ihn darüber informiert, dass ich das Stück auch musikalisch unterschiedlich zu interpretieren beabsichtigte. Diesen Brief werde ich veröffentlichen. Es steht einer gelungenen Aufführung im Weg, wenn ich etwa die Lautstärke nicht reduzieren kann, sobald ein Sänger nicht mehr gehört wird. Der besagte Erbe ist ein Verrückter und ein Bürokrat ohne Verständnis über die von ihm verwaltete Materie. In München, Wien oder Amsterdam, wo ich „Blaubart“ dirigieren werde, sind intelligentere Erben zuständig. Aber in fünf Jahren ist Bartók 70 Jahre tot, und dann wird das Werk sowieso frei.

> „Die Voraussetzungen an der Budapester Staatsoper sind sehr gut, aber die Strukturen sind veraltet.“

Gibt es ungarische Opern, die von der Musikwelt noch entdeckt werden müssen?

Nein. Es gibt Stücke, auf die Ungarn stolz ist, auch wenn man nicht weiß, warum. Hier werden regelmäßig ein paar romantische Opern aus dem 19. Jahrhundert gespielt, aber die sind nicht exportierbar. Andererseits glaube ich, dass Lehárs „Lustige Witwe“ eine gute ungarische Oper ist, aber das kann man eigentlich nicht laut sagen.

Und wie sieht das für die Zukunft aus?

Es ist unsere Aufgabe, zeitgenössische ungarische Komponisten zu fördern. Ich möchte jedenfalls die Avantgarde des 20. Jahrhunderts aufführen wie „Intolleranza 1960“ von Luigi Nono.

Adam Fischer wird in Zukunft wieder an der Wiener Staatsoper zu erleben sein. Foto: Beck

Was sind die speziellen Herausforderungen, vor denen Sie in Budapest stehen?

Die Voraussetzungen sind sehr gut, aber die Strukturen sind veraltet. Die Budapester Staatsoper ist ein Repertoire- und Ensembletheater des alten Schlages. Diese Kombination ist in dieser Form heutzutage dem Tod geweiht. Ich möchte das Repertoiresystem retten, aber das geht nur, wenn wir fähig sind, Produktionen zu liefern, die das künstlerische Niveau von Stagione-Produktionen erreichen.

Das ist nicht leicht. Die Wiener Philharmoniker sind seit 150 Jahren darauf sozialisiert, ohne Probe eine „Turandot“ oder „Carmen“ zu spielen, das können sie auch. Wir haben in Budapest eine ähnliche Tradition, aber natürlich ist das Orchester nicht auf demselben Niveau. Dennoch: Das Orchester und der Chor in Budapest sind besser als an mittleren deutschen Opernhäusern, die sich allerdings bessere Solisten leisten können. Hätten wir diese Solisten, wären wir besser als diese Opernhäuser.

Sie sind bekannt dafür, dass Sie aus dem Gedächtnis dirigieren. Ich nehme an, da zählt „Blaubart“ auch dazu?

Ja, aber das hat rein praktische Gründe. Es ist leichter, auswendig zu dirigieren, weil dann ein besserer Kontakt mit den Musikern und Sängern möglich ist. Natürlich ist die Vorbereitungszeit länger.

Verändern sich Ihre Interpretationen im Laufe der Zeit?

Ja. Ich verdamme heute alles, was ich vor zehn Jahren gemacht habe. Ich bin überzeugt, dass ich zwischen 1980 und 2000 sehr viele Irrwege gegangen bin. Aber ich schaue lieber in die Zukunft.

Apropos Zukunft: Wird Sie das Wiener Publikum künftig an der Staatsoper erleben können?

Einladungen sind vorhanden, und ich werde auch einige annehmen können. Aber ich muss erst sehen, wie viel Energie die Budapester Oper erfordern wird. 2010 gibt es außerdem Wahlen in Ungarn. In welche Richtung sich die Staatsoper danach entwickeln wird, ist schwer abschätzbar. Ich habe Dominique Meyer (künftiger Wiener Staatsopern-Chef, Anm.) wissen lassen, dass ich an einigen Abenden sicher dirigieren werde. ■

■ Zur Person

Adam Fischer (Jg. 1949) absolvierte seine Ausbildung am Béla Bartók Konservatorium in Budapest. Anschließend studierte er bei Hans Swarowski an der Wiener Musikhochschule. Von 1981 bis 1983 war er Generalmusikdirektor in Freiburg und von 1987 bis 1992 in Kassel. Seit 1998 ist er Chefdirigent des Danish National Chamber Orchestra. 2000 übernahm Fischer den Posten des Operndirektors in Mannheim, seit September 2009 ist er musikalischer Leiter der Budapester Oper. ■

Die anderen Kinderträume

Von Brigitte Borchhardt-Birbaumer

■ Aus der Privatsammlung Fritz Trupps stammen Spielzeuge der besonderen Art: Als Gegensatz zu üppigen Gabentischen hierzulande präsentiert sie das Museum Leopold unter dem Titel „Das andere Spielzeug. Bambus, Blech und Kalebassen“.

Die 250 Exponate, die der Ethnologe mit seinen eigenen Kindern auf der ganzen Welt zusammengetragen hat, sind aus Natur- und Alltagsmaterialien, aus Abfall wie Bierdosen und Plastiksohlen kaputter Schuhe hergestellt. Die Fantasie kennt keine Grenzen bei Fahrzeugen, Scheintelefonen oder Segelbooten. Es gibt Bälle aus Schnurresten und viele Modelle aus Draht, natürlich auch Waffen aus Bambus und Holz – die Umgebung und die erlebte Geschichte prägen Generationen auch im Spiel.

Selbst wenn es sich um Spielzeug handelt, das zu kommerziellen Zwecken in vielfacher Ausführung gemacht wird, kommt es auf die Freiwilligkeit an: So mancher kleine Erwachsene in Indien oder Afrika ist stolz, mit dem Verdienst seine Familie zu unterstützen. Trupp hat ihre Namen und Geschichten aufgeschrieben, sie fotografisch mit den Objekten dokumentiert.

Filigrane Phantasien

Dies fließt auch in die Ausstellung und den Katalog mit ein: Der zehnjährige Leng aus Bangkok bastelt aus Bierdosen kleine Motorradtaxis und Taschen, die ein Fremder an Touristen verkauft, der Leng aufgenommen und angelernt hat, nachdem sein Vater ihn verstoßen hatte. Miriam aus Äthiopien schnitzt Autos aus Steinen und verkauft sie an Reisende. Heng, der nahe der Tempel von Angkor in Kambodscha lebt, verkauft kleine Fahrzeuge aus Plastikflaschen an Touristen, das Einkommen nützt er, um Englisch zu lernen. Arbeit und Spiel hängen eng zusammen.

Durch den Karakorum-Highway sind in Pakistan Gebiete erschlossen worden, die zuvor kein Lastwagen erreicht hat – nun bauen auch die Kinder hier aus Blech und recycelten Lenkrädern an Stangen kleine Autos. Bambus und die Kürbis-ähnlichen Kalebassen bieten wasserdichte Materialien für Boote aller Art in tropischen Regionen. Besonders filigran wirken die an sich robusten Drahtspielzeuge, die sozusagen die Skizzen für Kinderträume in Afrika sind. Ein besonderes Beispiel ist der Pferdewagen eines 16-Jährigen mit französischen Fremdenlegionären. ■

Sylvain mit seinem Jeep im Kongo. Foto: W. Strecker

■ Ausstellung

Das andere Spielzeug: Bambus, Blech und Kalebassen
Fritz Trupp (Kurator)
Museum Leopold
bis 29. März

★★★☆☆

■ Kurz notiert

Dominique Meyer kritisiert Staatsopern-Subvention: Der designierte Chef der Wiener Staatsoper, Dominique Meyer, empfindet im Gespräch mit der APA die Höhe des Staatsopern-Budgets als „nicht in Ordnung“: In den Vorjahren hätte das Haus „nicht mehr Geld bekommen“. Zu den Verhandlungen mit dem Orchester der Staatsoper über zusätzliche Proben zeigt er sich „ziemlich optimistisch“.

In Planung sind wichtige Klassiker des 20. Jahrhunderts, etwa ein Janáček-Zyklus. „Aber wir machen auch einen Mozart-Zyklus, wir werden Barockstücke spielen und Wagner- und Verdi-Premieren haben, wie es in Wien gehört“, so Meyer. Auch gegenüber dem Regietheater ist er nicht abgeneigt, alte Inszenierungen wie Otto Schenks „Rosenkavalier“ soll dieser selbst „auffrischen“. ■